

Es gilt das gesprochene Wort!

Die christlichen Wurzeln Europas

Vortrag des katholischen Militärbischofs Dr. Walter Mixa zum Truppenbesuch in der OSH in Dresden am 30.03.2006

Die Europäische Union stellt sich heute als ein Verbund von Staaten dar,

- die in Frieden und Freiheit miteinander leben,
- zwischen denen Gewalt und Krieg durch Versöhnung überwunden wurde
- in denen die Menschenwürde und Menschenrechte respektiert werden
- und deren staatliche Macht durch Demokratie und Rechtsordnung zum Wohle der Menschen beschränkt wird.

Niemand würde ernsthaft behaupten, dass diese Entwicklung ausschließlich dem Christentum zu verdanken wäre. Gleichwohl wäre es aber eine Verkenning historischer Tatsachen, wenn die Bedeutung des Christentums in der Herausbildung des heutigen Europas übersehen würde, wie es in der Debatte um den EU-Verfassungsvertrag den Eindruck hatte.

Gestatten Sie mir heute, aus dem reichhaltigen Katalog einige Akzente zum Thema „Christliche Wurzeln Europas“ zu setzen. Ich werde über das Fundament der Rechtsordnung, die Begrenzung staatlicher Macht, die Relativierung ethnischer und politischer Grenzen in Europa und die Bedeutung der Versöhnung zwischen den Völkern Europas sprechen. Abschließend soll es dann um die Grenzen Europas gehen.

I. Die Menschenwürde als Grundlage des Rechts

„Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Diese zentrale Rechtsnorm findet sich in allen großen Rechtsordnungen der Moderne von der Menschenrechtsdeklaration der Vereinten Nationen über die modernen Verfassungen, ja auch die Grundrechts-Charta der europäischen Union verzeichnet sie als Artikel 1. Gerade weil diese Rechtsnorm als fundamental angesehen wird und weit über den europäischen Kontext hinaus heute – trotz aller beklagenswerter Verstöße – universal anerkannt ist, sollte die Frage nach ihrer Begründung, nach ihrem „Woher?“ gestellt werden. Es handelt sich bei dieser Rechtsnorm, bei der Einsicht in die Unantastbarkeit der Würde des Menschen, um ein genuin jüdisch-christliches Erbe.

Die Schöpfungsgeschichte berichtet davon, dass Gott den Menschen als sein Abbild erschaffen hat (Genesis 1,27). „Nach christlichem Verständnis ist der Mensch als Gottes Ebenbild geschaffen und als das Gegenüber Gottes mit einer einzigartigen und unveräußerlichen Würde ausgezeichnet“ (Gerechter Friede

58). Die Würde des Menschen zeigt sich darin, dass der Mensch als vernunftbegabtes und verantwortliches Wesen in Beziehung zu Gott und den Mitmenschen wie der ganzen Schöpfung zu leben in der Lage ist. Der Mensch kann dieses Beziehungsgeflecht gestalten, er kann sich darin einbringen, er kann Verantwortung übernehmen. Der Schöpfer hat ihm die Vernunft gegeben, um über dieses Beziehungsgeflecht nachzudenken, Einsicht in die rechte Ordnung zu nehmen und diese Ordnung verantwortlich zu gestalten.

Die in der jüdischen Tradition grundlegende Einsicht in die Gottebenbildlichkeit des Menschen wird durch Jesus Christus noch vertieft. Gott selbst wird Mensch. Mit einem Wort des verstorbenen Papstes Johannes Pauls II. hat „der Mensch in Christus und durch Christus ein volles Wissen um seine Würde, . . . , um den transzendenten Wert des eigenen Menschseins und um den Sinn seiner Existenz erworben“ (Redemptor hominis 11).

Dieses Konzept der unveräußerlichen Würde des Menschen geht in der europäischen Geschichte eine Symbiose mit dem römischen Recht ein. In der scholastischen Theologie werden die Grundlagen des Rechts von den eben dargestellten christlichen Grundwerten her durchdacht. Diese als Naturrecht verstandene unverfügbare Grundlage des positiven Rechts wirkt bis in die Gegenwart fort. So kann der berühmte Aufklärungsphilosoph Immanuel Kant von der Menschenwürde als „absolutem Wert“ sprechen, der die anderen Werte befragen, begründen und ordnen soll. Dieses Erbe der europäischen Tradition hat weit über den alten Kontinent hinaus gegriffen und ist heute universal plausibel – was nicht heißt, dass es ohne Widerspruch bleibt.

Während heute also niemand ernsthaft die Würde des Menschen und die fundamentalen Menschenrechte bestreitet, erleben wir eine schleichende Aushöhlung der Unantastbarkeit der Menschenwürde, die ich hier nur kurz mit einigen Stichworten benennen will: Klonen, Konservieren menschlicher Föten zum Zwecke der Forschung und der Organspende, die Genmanipulation sind Aspekte der weltweiten medizinischen Forschung, bei der es sich nur scheinbar um medizinischen Fortschritt handelt. Hier müssen wir wachsam sein und dürfen uns nicht als Fortschritt verkaufen lassen, was in Wahrheit einen inhumanen Rückschritt darstellen würde.

II. Christus *Basileios*: Die Relativierung des staatlichen Machtanspruchs

Am Beispiel der Umwidmung der Basilika von einer Kaiserhalle in eine Kirche in frühchristlicher Zeit möchte ich verdeutlichen, wie das Christentum in frühester Zeit den politischen Machtanspruch des Staates relativiert hat. Die Basilika ist bereits als Königshalle im antiken Athen bekannt. In römischer Zeit findet das Gebäude mit seiner charakteristischen längsgerichteten Halle, die durch Säulen oder Pfeiler in drei bis fünf Schiffe unterteilt war, als öffentlicher Raum vielfache Verwendung. Klassisch ist seine Verwendung als Palasthalle zu

Ehren des divinisierten römischen Kaisers. Mit Beginn der konstantinischen Wende im 4. Jahrhundert findet die Basilika fast nur noch Verwendung als kirchlicher Raum: sie ist das Haus Gottes, in dem Christus *Basileios*, Christus der König der Welt, seinen Sitz hat. Schon dieses Beispiel zeigt, in welchem Maße das Christentum in der Spätantike das Verständnis von Politik prägt. Beanspruchte der römische Kaiser, der Herr über das *Imperium Romanum*, seit Augustus unumschränkte Macht und ließ sich zur Absicherung seiner Macht göttlich verehren, so relativiert das Christentum von Beginn an die Kompetenzen politischer Macht. In Anlehnung an das Wort Jesu: „Gebt dem Kaiser, was dem Kaiser gehört und Gott, was Gott gehört“ (MK 12,17) gebührt Gott allein Verehrung und Anbetung. Politische Macht wird von diesem Verständnis her relativiert. Die Politik hat die Aufgabe, die temporären Angelegenheiten im Dienste der Menschen zu regeln. Der Totalitarismus der römischen Kaiser wird seit der Bekehrung Konstantins auf seine funktionale Aufgabe zurückgeführt.

Ich möchte daran erinnern, dass das Fest „Christus König“, 1925 durch Papst Pius XI. eingeführt, in den 30er Jahren von den Christen in den faschistischen Diktaturen Deutschlands und Italiens als Absage an den totalitären Machtanspruch der Regime mit allem Nachdruck gefeiert wurde.

Diese Unterscheidung der religiösen und der politischen Sphäre prägt den europäischen Kulturraum bis in die Gegenwart. Ich will dies an einem Beispiel verdeutlichen: In der Auseinandersetzung um den sogenannten Investiturstreit, um das Recht der Einsetzung der Bischöfe im mittelalterlichen *Imperium* stehen Kaiser und Papst gegeneinander. Während der Kaiser als Repräsentant der politischen Macht in der kirchlichen Hierarchie ein Herrschaftsinstrument zur Durchsetzung seiner politischen Machtansprüche sieht, verfiht der Papst die Unabhängigkeit der Kirche gegenüber den politischen Einflüssen. Im Zuge dieser Auseinandersetzung klären sich die jeweiligen Kompetenzen der geistlichen und der politischen Macht wie auch die Grenzen ihrer Zuständigkeiten. Schon in der Scholastik des hohen Mittelalters, in Thomas von Aquins *summa theologia* beispielsweise findet sich eine präzise Unterscheidung von geistlicher und weltlicher Autorität.

Es handelt sich um eine gegenseitige Befreiung: die Befreiung der Kirche und des Glaubens aus der Instrumentalisierung durch die Politik ermöglicht überhaupt erst in der Neuzeit die Religionsfreiheit. Die Befreiung der Politik aus religiöser Bevormundung ermöglicht erst die Freisetzung des Profanen, die Eigenständigkeit des Politischen. Gerade im Dialog der Kulturen, insbesondere in dem heute so dringenden Dialog mit dem Islam wird uns als Europäern die Bedeutung dieses geschichtsträchtigen Erbes bewusst.

III. Die Relativierung ethnischer und politischer Grenzen

Im 8. Jahrhundert tritt der Angelsachse Winfried auf den Plan. Um 672 in Wessex in Britannien geboren, tritt er früh in das Kloster Exeter ein. Anfang des 8. Jahrhunderts im Alter von etwa 40 Jahren fasst Winfried den Entschluss zur „*peregrinatio pro Christo*“, um Christi willen in die Fremde zu gehen, um auf dem europäischen Kontinent zu missionieren. Nach 718 wird er von Papst Gregor II. mit dem Namen Bonifatius belegt und zur Mission in das nördlich der Alpen gelegene Gebiet geschickt. Allseits bekannt ist, dass Bonifatius im damals weitgehend heidnischen Nordhessen die sogenannte Donar-Eiche zu Geismar fällte. Das Fällen der heidnischen Eiche symbolisiert die Tatkraft und Entschlossenheit Bonifatius', mit der er das Christentum unter den Sachsen, Thüringern, Bayern bis hinauf nach Friesland verkündete, Klöster, Kirchen und Bischofssitze gründete, aber auch die schon vorhandene fränkische Kirche reformierte. Bonifatius überzog den mitteleuropäischen Kontinent mit einer kirchlichen Institution, die eng an das römische Papsttum angebunden war und sich der kanonischen Disziplin unterwarf. Insbesondere die fränkische Kirche hatte diese Reform dringend nötig. Erst auf den zweiten Blick wird deutlich, dass Bonifatius ein christliches Programm vor Augen hatte, in dem Stammesgrenzen und politische Grenzen keine Rolle spielten. Ihm ging es um die alle Grenzen überschreitende Verkündigung des einen Christus, der in der einen, mit Rom verbundenen Kirche verehrt und verkündet wird. Es war der politische Weitblick Pippins und Karls des Großen, die in der Unterstützung der Mission des Bonifatius die Chance gesehen haben, ihren Herrschaftsanspruch über die fränkischen Besitzungen hinaus auszuweiten und durch die Unterstützung der sich im Aufbau befindlichen Kirche ihren eigenen, auf ganz Mitteleuropa ausgreifenden Machtanspruch zu unterstützen. Der Verbindung zwischen der Missionstätigkeit des Bonifatius und dem Aufbau der kirchlichen Institution einerseits und dem Aufbau des karolingischen Reiches andererseits, ist es zu verdanken, dass in Europa im Frühmittelalter die Fundamente für gesamteuropäische Gemeinsamkeiten gelegt werden, die in der karolingischen Blütezeit ausgebaut wurden und noch über Jahrhunderte ihre Wirkung entfalten konnten. So bildet sich ein wesentliches Moment heutiger Europa-Identität, die Gleichzeitigkeit von Einheit und Vielfalt, die politische Pluralität und Diversität der Völker bei gleichzeitiger religiös-kultureller Einheit in der karolingischen Epoche heraus. Mit dem Gedanken der Renaissance des *Imperium Romanum* verknüpfen Karl der Große und seine Nachfolger ihren Herrschaftsanspruch mit der Idee der Wiedergeburt des römischen Kaisertums. Dieser Gedanke wird verbunden mit einer bewussten Durchsetzung des Christentums unter der Autorität des römischen Papstes. Diese „*renovatio imperii*“ überträgt den Gedanken der politischen und später auch geistlichen Einheit des römischen Reiches auf das frühmittelalterliche Europa. Sogar der Name Europa taucht in den Hofkreisen Karls des Großen als Benennung für das erweiterte Frankenreich auf. So kommt es, dass in der Folgezeit Europa und die „*christianitas*“, die Christenheit, zu fast austauschbaren Begriffen werden.

Wenn in den nachfolgenden Jahrhunderten immer wieder auf die karolingische Epoche als goldenes Zeitalter Bezug genommen wird, so zeigt sich, dass der Gedanke einer Zusammengehörigkeit über die trennenden Volksgrenzen hinaus in Europa immer wach geblieben ist und in Zeiten der Krise und Not auch reaktiviert werden konnte.¹

IV. Christlich inspirierte Versöhnung als Voraussetzung für die politische Neuordnung Europas nach dem 2. Weltkrieg

Wenn wir uns mit den christlichen Wurzeln Europas beschäftigen, so möchte ich auf einen Aspekt hinweisen, der erst spät zu einem wirklichen Durchbruch gefunden hat, gleichwohl seinen Ursprung in der Mitte des christlichen Glaubens hat: die Versöhnung.

Im Gottesdienst feiern wir das Christusereignis als Versöhnung Gottes mit den Menschen. Der, der ohne Schuld ist, Jesus Christus, nimmt zur Sühne die Schuld der Menschen auf sich. Die Versöhnung Gottes mit den Menschen ist also nicht Belohnung für unsere moralische Vorleistung. Vielmehr versöhnt sich Gott zuerst mit dem sündigen Menschen durch die Erlösungstat Jesu Christi (Römer 5,8-10). Sobald der Gläubige diese Botschaft annimmt und auf sie vertraut, kann er auf dem Weg der Versöhnung durch Schuldvergebung und Umkehr weitergehen. Die Annahme der Versöhnung als Geschenk Gottes erfolgt also nicht in einer gleichgültigen inneren Haltung, sondern durch die Einsicht in die eigene Schuld, in die Abkehr von der alten Gesinnung, die Reue und Bereitschaft zur Umkehr, zu neuem Anfang aus Einsicht.

Wenn wir in die Geschichte der Kirche schauen, so finden wir eine Reihe von Menschen, die - aus dieser inneren Haltung bewegt - für die Versöhnung Großes geleistet haben. Ich greife exemplarisch auf einige große historische Gestalten um dies zu verdeutlichen:

Als erstes möchte ich auf Franz von Assisi hinweisen, der 1181 als Sohn eines wohlhabenden Tuchhändlers in Assisi geboren wurde. Während die Eltern für den jungen Franz eine Karriere als Tuchhändler im Fernhandel vorgesehen hatten, folgte Franziskus im Alter von 24 Jahren der Berufung in ein geistliches Leben. Die ungeheure innere Glaubenskraft faszinierte in den nur 20 Jahren seines Lebens als Ordensgründer so viele Menschen, dass sich sein Orden über ganz Europa und Nordafrika ausbreitete. Entgegen dem Trend der Zeit suchte Franz von Assisi die Auseinandersetzung mit dem Islam nicht auf militärischem Gebiet wie die Kreuzfahrer. Vielmehr reiste er 1219 nach Ägypten an den Hof des Sultans und suchte den Dialog. Wenngleich Franz von Assisi keinen Erfolg vorweisen konnte, so hat er doch einen Keim einer Hoffnung gepflanzt, der fortwirkte und fortwirkt. Die Idee der Überwindung von Konflikten durch das bewusste Überschreiten der Konfliktgrenzen, durch Dialog und Versöhnung

¹ Während der Epoche der Kreuzzüge wie auch der Türkenkriege lässt sich dies historisch gut belegt nachweisen.

findet in der europäischen Politik in der Mitte des 20. Jahrhunderts einen mächtigen Nachklang.

Politiker, die aus dem Geist christlicher Versöhnung inspiriert waren, wie beispielsweise Robert Schumann, unternahmen nach dem Ende des 2. Weltkriegs gegen die geltenden Regeln der Politik den Versuch, die ungeheueren Verwerfungen und Spaltungen Europas, die allein im 20. Jahrhundert Millionen von Menschen den Tod gekostet haben, durch einen neuen Ansatz von Politik zu überwinden. Die deutsch-französische Versöhnung als politisches Projekt hat ihre Wurzeln in dem christlich begründeten Vertrauen, das die Versöhnung, die Gott zwischen einzelnen Menschen stiftet, auch die Versöhnung zwischen ehemals verfeindeten Völkern hervorbringen kann.

Das Bemühen um Versöhnung zwischen Deutschland und seinen Nachbarn, so hat die Geschichte der vergangenen 60 Jahre gezeigt, lässt sich nicht von oben verordnen, sondern muss im Bewusstsein der Menschen wachsen. Die Umsetzung von Versöhnungsgesten ist der christlichen Überzeugung einzelner zu verdanken, die in konkreten Aktionen die Gräben zu überwinden in der Lage waren und sind. So hat sich der französische Bischof Pierre-Marie Théas schon als Kriegsgefangener in deutschen Lagern unter seinen französischen Mithäftlingen für die Versöhnung zwischen Deutschen und Franzosen eingesetzt. Als Bischof von Lourdes unterstützte er am 10. März 1945 einen „Kreuzzug der Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich“. Dieser als „Kreuzzug der Versöhnung“ bezeichnete Gebetsruf war von 40 französischen Bischöfen unterschrieben worden und kam in Deutschland bald in die Hände des Kapuzinerpaters Manfred Hörhammer, der als deutscher Sanitätssoldat eben aus dem Krieg heimgekehrt war. Die Verbreitung des Gebetsrufes in Frankreich, Italien und Deutschland war die Geburtsstunde von Pax Christi. Zwei Jahre später reisten erstmals 18 Deutsche nach Lourdes, das zu dem spirituellen Zentrum der Bewegung Pax Christi unter Bischof Théas geworden war. In diesen wie in anderen Initiativen von Deutschen und Franzosen wurzelt heute das Vertrauen der Jugend in beiden Ländern in die gemeinsame Zukunft in einem Europa, in dem ein Krieg zwischen Deutschland und Frankreich undenkbar geworden ist.

Vielleicht noch schwieriger gestaltet sich das Ringen um Versöhnung zwischen Deutschland und Polen: Wirklich Bewegung kommt in das von tiefem Misstrauen geprägte Verhältnis der beiden Länder erst Mitte der 60er Jahre. Die katholischen Bischöfe Polens überreichten den deutschen Bischöfen am Rande des II. Vatikanischen Konzils einen Versöhnungsbrief, den auch der junge Weihbischof Karol Wojtyła nachhaltig unterstützt und unterschrieben hat. In ihrem Brief schildern die polnischen Bischöfe die wechselseitige Konfliktgeschichte und beschreiben die Leiden des polnischen Volkes

schonungslos. Dann fahren sie fort: „Und trotz alledem, trotz dieser fast hoffnungslos mit der Vergangenheit belasteten Lage, gerade aus dieser Lage heraus, . . ., rufen wir Ihnen zu: Versuchen wir zu vergessen! Keine Polemik, kein weiterer kalter Krieg, aber der Anfang eines Dialogs, . . . Wenn echter guter Wille beiderseits besteht – und das ist wohl nicht zu bezweifeln –, dann muss hier ein ernster Dialog gelingen und mit der Zeit gute Früchte bringen – trotz allem, trotz heißer Eisen. . . Wir gewähren Vergebung und bitten um Vergebung.“ Die polnischen Bischöfe hatten mit diesem Brief einen mutigen Schritt getan, der ihnen in der Heimat, insbesondere von den polnischen Kommunisten schwerste Vorwürfe und schärfste Reaktionen eingetragen hat.

In ihrem Antwortbrief bekannten die deutschen Bischöfe wenig später: „Furchtbares ist von Deutschen und im Namen des deutschen Volkes dem polnischen Volk angetan worden. Wir wissen, dass wir die Folgen des Krieges tragen müssen, die auch für unser Land schwer sind. . . Wir sind dankbar, dass Sie neben dem unermesslichen Leid des polnischen Volkes auch des harten Loses der Millionen vertriebener Deutscher und Flüchtlinge gedenken. So bitten wir auch zu vergessen, ja wir bitten zu verzeihen. . . Die Bitte um Verzeihung ist ein Anruf an jeden, dem Unrecht geschah, dieses Unrecht mit den barmherzigen Augen Gottes zu sehen und einen neuen Anfang zuzulassen.“²

Es war dann an der deutschen Seite, im Blick auf die noch lange umstrittene Oder-Neiße-Grenze den entscheidenden Schritt auf das polnische Volk zuzugehen und Versöhnung zu ermöglichen. Hier ist auf das Bensberger Memorandum von 1968 hinzuweisen, das die Unterschrift vieler prominenter Katholiken trägt, zu denen nicht zuletzt der damalige Theologieprofessor Joseph Ratzinger zählt. Dort heißt es: „Es wird für uns Deutsche unausweichlich, uns mit dem Gedanken vertraut zu machen, dass wir die Rückkehr dieser Gebiete (jenseits der Oder-Neiße-Linie) in den deutschen Staatsverband nicht mehr fordern können.“ Erst auf der Basis dieser damals heftig umstrittenen Konzessionen war der Warschauer Vertrag zwischen Deutschland und Polen möglich, der den Weg frei gemacht hat, damit Deutschland und Polen eine gemeinsame Zukunft in einem friedlichen Europa haben können.

Die Überwindung alter Feindschaft zwischen Völkern in Europa durch einen bewusst angestoßenen politischen Prozess der Versöhnung, die in einer gemeinsamen europäischen Union mündet, in der Krieg strukturell überwunden ist – dieses politische Programm macht einen wesentlichen Teil der Attraktivität der Europäischen Union heute aus, so beispielsweise unter den Völkern des Balkans.

Gerade in Bosnien herrscht unter den Menschen häufig eine Art politische Depression, weil die Aussichten des Landes eher düster sind. Hoffnung keimt

² Beide Texte sind abgedruckt in der Reihe: Stimmen der Weltkirche (1978), hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz.

auf, wenn die Rede auf Europa kommt. Wenn auch sehr viel Wunschdenken mit im Spiel ist, so sehen doch viele nachdenkliche Politiker wie Bürger, dass die Völker Serbiens, Kroatiens, Bosniens und des Kosovo unter dem Dach der EU eine politische Zukunft haben, wenn sie sich denn auf den Weg der Versöhnung machen, so wie es andere Völker in Europa vor ihnen getan haben.

V. Europa ist weniger eine geographische als eine Inhaltsbestimmung

Wo liegen die Grenzen Europas? Über diese Frage wird seit vielen Jahren heftig gestritten, seit die Europäische Union sich erkennbar nach Osteuropa öffnet, und immer neue Vorschläge kommen, wer Mitglied der EU werden soll:

- die Ukraine, Georgien im Osten;
- nicht nur die Länder des Balkan sondern auch die Türkei im Süden;
- vergessen wir nicht, dass Armenien, Aserbaidschan und die russische Föderation Mitglieder des Europarates sind.

Wo liegen also die Grenzen Europas? Seit jeher ist Europa nicht allein über seine geographischen Grenzen definiert worden, sondern immer zugleich auch über seine Identität. Ursprünglich bezeichnet Europa im Werk Herodots die sich gegen die Perser verteidigenden Griechen des kleinasiatischen Küstensaumes. Von seinem assyrischen Wortstamm (*ereb* – dunkel) wurde es seit jeher als Gegenbegriff zu dem Land, in dem die Sonne aufging verstanden, als Abendland im Unterschied zum Morgenland.

So ist es nachvollziehbar, dass der Begriff „Europa“ in dem Maße nach Westen wandert, wie sich das römische Reich nach Westen ausdehnt. Zugleich füllt sich der Begriff „Europa“ lateinisch-römisch und später christlich. In dem Maße, in dem sich die lateinische Christenheit nach Norden ausdehnt, wandert der Begriff „Europa“ mit. Er erhält eine Vielzahl von Inhalten, über einiges habe ich eben gesprochen. Gerade im 20. Jahrhundert und in der Diskussion über die Frage, für welche Werte Europa steht, und wie dies in einer Friedensordnung auf dem europäischen Kontinent verwirklicht werden kann, ist neben der geographischen Bezeichnung die inhaltliche Positionsbestimmung wichtig geworden:

Europa ist heute mehr denn je die Selbstbestimmung der Europäer über ihren Geschichts- und Kulturraum (Josef Isensee).

Gerade weil dies so ist, und gerade weil diese Ortsbestimmung Europas so zentral in ihrem christlichen Erbe wurzelt, ist es geradezu tragisch, dass der Bezug auf das jüdisch-christliche Erbe wie auch der Gottesbezug in der Präambel des Vertragsentwurfs für eine europäische Verfassung fehlen. Die europäische Union kann und darf, um ihrer Zukunft willen nicht auf diesen Bezug verzichten. Ich halte daher die Diskussion über den Gottesbezug nicht für abgeschlossen! Im Gegenteil, wir sollten sie erneut führen und weder die Hoffnung auf eine Einbeziehung aufgeben, noch unsere christlichen Wurzeln in Europa vergessen.